Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 34

Artikel: Reiseeindrücke aus Spanien

Autor: Streit-Bürki, Elisabeth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646834

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

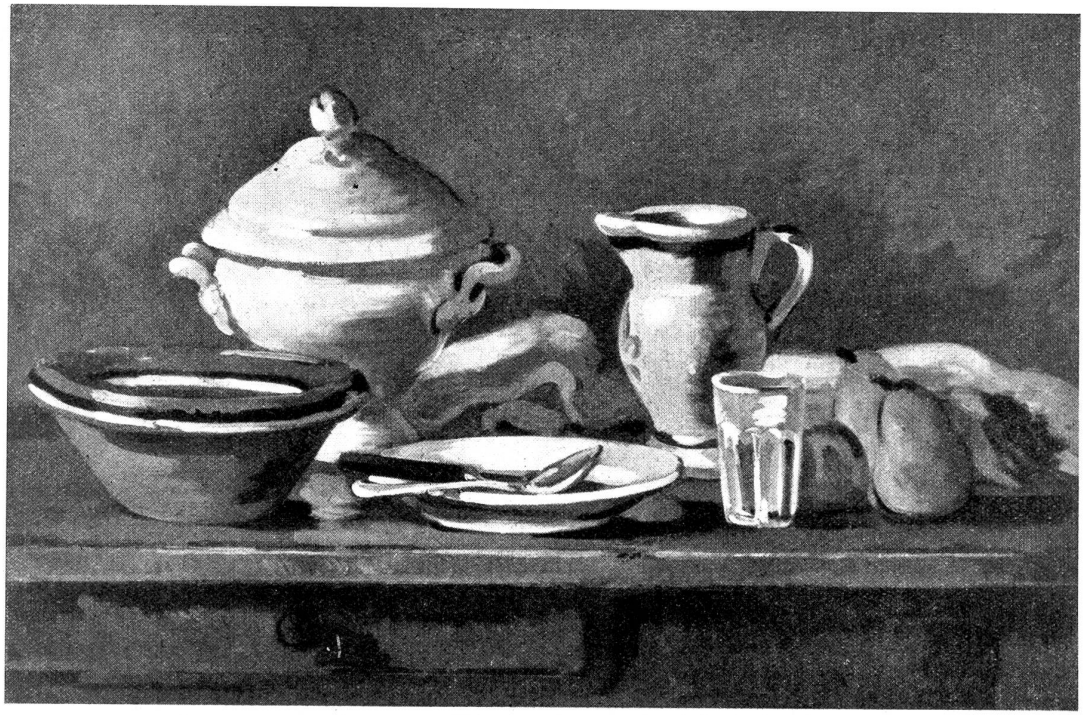
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nerische Schulung kann er nicht verleugnen. Wenn wir schon für eine Formel für ihn suchen wollen, so können wir uns auf Neu-Traditionalismus einigen. Die Erfahrungen der alten Meister mit dem Geist unserer Zeit zu vereinen, ist sein Ziel. Auf graurot-schwarz oder graugrün, weiß-braun baut er mit Vorliebe seine Bilder auf. Wie er beispielsweise ein Grau zu einem satten Schwarz steigert, das zeugt für seine Sicherheit in der Farbgebung und seinen guten Geschmack. Die Landschaft, das Portrait und das Stilleben pflegt er. Seine Malereien bluffen nicht; sie zeigen das ehrliche Bestreben, gut gemalt zu sein. Das macht uns diesen Künstler, der seit einigen Jahren mit einer Bernerin verheiratet ist, so sympathisch. Der Schreibende ist überzeugt, daß spätere Zeiten jede Malerei ablehnen werden, die auf billigen Effekten aufgebaut ist. Weil Hubert dies nicht macht, glauben wir an die Zukunft dieses Malers. Den Sommer verbringt er meistens in der Schweiz, mit Vorliebe an den Seen unseres Mittellandes. Das Atmosphärische einer Seelandschaft sagt seinem Empfinden besonders zu. Neben Oel macht er oft und gerne in der Gouachetechnik. Wir kennen und schätzen auch Radierungen und Lithographien von ihm.



Ernest Hubert, „Vaisselle". (Oelgemälde.)

Wiederholt schon hat Ernest Hubert in der Schweiz und in Paris ausgestellt. Sammler und Sammlungen werden auf ihn aufmerksam; die Kritik spricht mit Achtung von ihm. Wir haben allen Grund, die Weiterentwicklung dieses Malers aufmerksam zu verfolgen. J. O. Kehrli.

Reiseeindrücke aus Spanien.

Von Elisabeth Streit-Bürki.

Ausflug nach San Sebastian.

Vom südfranzösischen Städtchen St. Jean de Luz aus fahre ich an einem sonnigen Septembertage nach San Sebastian. Nicht einmal eine Eisenbahnstunde sind die beiden Orte voneinander entfernt, und das Billet bekommt man beinahe geschenkt, so daß ich mir diesen Ausflug öfters schon gestattet habe und San Sebastian allmählich recht gut kennen lernte. In Irun muß immer umgestiegen werden. Kein ausländischer Eisenbahnwagen kann Spanien befahren. Spaniens Geleise liegen um etwa 40 Zentimeter weiter auseinander, als dies in andern Ländern üblich ist.

Heute sind wenig Reisende, so daß die Zollrevision nicht viel Zeit beansprucht und ich bald im sauberen spanischen Abteil sitze. Drüben, in einer Entfernung von ungefähr 2 Kilometern, liegt verträumt das alte Fuenterrabia mit seinem schmucken runden Glockenturm und dem finsteren Castillo de Carlos V. Hinter dem Hügel, den das Städtchen bedeckt, weiß ich das Meer. Fuenterrabia ist das erste typisch spanische Städtchen, das ich kennen lernte, und es bezauberte mich immer wieder von neuem mit seinen steilen, engen Gäßchen, den hohen Häusern mit den in die Straße vorspringenden Dächern, den vergitterten und stets verschlossenen Fenstern und den dunkeläugigen schüchtern-freundlichen Menschen.

Heftig gestikulierend treten zwei Männer in den Wagen und nehmen für Minuten meine Aufmerksamkeit gefangen. Ich sehe den Augenblick nahe, wo sich der kleinere auf den größeren stürzt, um ihm mit Gewalt seine Meinung aufzuzwingen. Verstehen kann ich kein Wort, denn sie sprechen baskisch, und diese Sprache hat keinerlei Verwandtschaft mit dem Französischen oder Spanischen. Es wird aber wohl um einen Stierkampf gehen, aus den drastischen Gesten zu schließen, mit denen die Reden begleitet werden. Der kleine Mann ist furchtbar aufgeregt. Er springt alle Augenblicke von der Bank, stürzt sich mit beschwörenden Gebärden auf sein Gegenüber, schüttelt die Fäuste, stößt unartikulierte Laute durch die großen weißen Zähne und benimmt sich wie ein Irrsinniger. Plötzlich nickt sein Begleiter. Das genügt, um den Erregten zu beruhigen. Er bricht in kindliches, herzliches Lachen aus, umarmt den andern, und einträchtiglich fahren die zwei bis zur nächsten Station. Spanisches Temperament, denke ich dabei. Heißblütig und gutmütig in einem.

Bis San Sebastian bleibe ich allein. Ich wundere mich nicht weiter darüber, daß so wenig Menschen heute reisen. Man macht sich überhaupt über alles weniger Gedanken unter diesem südlich blauen Himmel und bei dem frohen, leichtlebigen Volk.

In San Sebastian eile ich auf dem kürzesten Weg zur Altstadt. Ich mag den modernen Stadtteil nicht leiden. Er ist so wenig spanisch als nur möglich: Hotels, Banken, Geschäftshäuser, genau gleich wie überall in Europas Großstädten. Aber die Altstadt hat ihre ausgesprochene Eigenart. Da sind die Gäßchen eng und winklig, da sieht man durch halbgeöffnete Türen in geheimnisvolle Höfchen; ab und zu findet man ein Tor mit wundervoller alter Schmiedearbeit, mit dicken Nägeln beschlagene Türen unter alten, in Stein gehauenen Torbogen. Die Fenster sind zum großen Teil vergittert. Frauen trifft man wenig auf der Straße, die Kinder eilen hastig und scheu vorbei.

Die Altstadt liegt am Fuße des Monte Urgull. Er

ist das Ziel meines heutigen Ausfluges. Ein guter Spazierweg führt hinauf, wohl der Badegäste wegen, die in den Sommermonaten San Sebastian in großer Zahl aufsuchen. Der Hügel war einmal Festung. Davon zeugen die Mauern, die sich von oben gegen das Meer hin ziehen, die vielen unterirdischen Gänge, davon zeugen vor allem die Ruinen, die oben den ganzen Hügel bedecken. Von Terrassen, wo früher wohl Kanonen gestanden haben, bieten sich wundervolle Ausblicke auf Stadt und Meer. Die Bucht, in der San Sebastian gelegen ist, wird gegen das offene Meer hin zu beiden Seiten von steilen Hügeln beherrscht. Zwischen ihnen liegt die kleine Felseninsel Santa Clara, eben groß genug, um einem weißen Haus mit romantischem Garten Raum zu geben. Hinten in der Bucht schauen aus schattigen Gärten und Alleen weiße Villen und Hotels. Dahinter breitet sich das Land, Hügel hinter Hügel.

Am schönsten aber ist der Monte Urgull gegen das offene Meer. Steil fällt er ab, einsam und still ist's hier, kein Laut dringt ans Ohr außer dem Rauschen der Brandung, die tief unten an den Uferfelsen grollt. Und das Meer ist hier so blau, so weit, wie ich es nicht im Norden, nicht im Süden je so gesehen habe.

Lange, lange bleibe ich hier im Schatten der Ruinen sitzen. —

Als Spionin verdächtigt.

Ein Blick auf die Uhr zeigt mir, daß ich zu spät bin für den üblichen Zug zur Rückfahrt. Wenn die spanischen Eisenbahnen durchaus nicht das Lob allzugroßer Pünktlichkeit für sich beanspruchen dürfen, Verspätungen von mehr als einer Stunde gehören immerhin zu den seltenen. Wie ich zum Bahnhof komme, läuft eben, von Süden kommend, ein Schnellzug ein. Ohne langes Besinnen nehme ich drin Platz und rolle sorglos der französischen Grenze zu.

Da fährt der Zug langsamer und langsamer und bleibt plötzlich auf freiem Felde stehen. Die Reisenden werden unruhig. Ich schaue zum Fenster hinaus. Nichts ist zu sehen. Was bedeutet das? Warum fährt der Zug nicht weiter?

Die Abteiltüre öffnet sich. Mit aufgepflanztem Bajonett erscheinen zwei Soldaten. Ein dritter Mann in Uniform, doch unbewaffnet, fordert die Pässe ab, verlangt das Geld zu sehen. Was bedeutet das? Mich beunruhigt's nicht zu sehr. Eher amüsiert schaue ich dem Treiben zu. Ungemütlich wird mir erst, wie ich meinen Paß nicht zurückbekomme und und auf tausend Fragen Antwort geben soll, deren Sinn ich zum Teil gar nicht verstehe. Aller Augen sind auf mich gerichtet. Ich sei Schweizerin, versichere ich von neuem. Als solche wurde ich bis jetzt im Ausland von Amtsorganen immer mit Höflichkeit behandelt. Doch den Spaniern macht das keinen Eindruck. Was ich in Spanien gesucht? Wie lange ich dort gewesen sei? Daß ich bloß von San Sebastian gekommen, scheinen sie mir nicht zu glauben. Sie scheinen mir überhaupt nichts zu glauben.

Endlich gehen die drei weiter. Doch meinen Paß haben sie behalten. In unserem Wagen widerfährt zwei Herren und einer Dame das gleiche. Die andern aber, die Unverdächtigen, packen beruhigt ihre Sachen wieder zusammen und werfen uns schwarzen Schafen neugierige Blicke zu. Geredet wird nichts. Nach mehr als einer Stunde setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Bald darauf sind wir in Irun. —

Da erscheint die Prozession noch einmal, nur noch feierlicher als zuvor. Wir Paßlosen werden aufgefordert, den Militärs zu folgen. In einem dumpfen, unfreundlichen Bureau befiehlt man der Dame und mir zu warten. Zwei weitere Frauen werden von dort eben abgeholt und weggeführt. Und nun warten wir, endlos. Der Zug nach St. Jean, der Anschluß hatte mit diesem Südzug, muß längst weggefahren sein. Und ich habe Hunger. Ich denke an die Schweiz, an zu Hause und daß sie dort wohl eben gemütlich beim Abendbrot sitzen, nicht ahnend, daß ich, der Spionage verdächtig, in diesem elenden spanischen Loch sitze, nicht wissend, wie das alles noch enden werde.

Da tauchen die Uniformierten wieder auf. Sie sprechen nur spanisch, behaupten aber, französisch zu verstehen. Wieder soll ich über alles Mögliche und Unmögliche Auskunft geben. Diesmal scheint man aber meinen Aussagen Glauben zu schenken. Immerhin muß ich mir noch gefallen lassen, daß ich von einer Frau (ich weiß nicht, welches Amt sie eigentlich bekleidet, ob Putzfrau oder Bureaulistin) vom Kopf bis zum Fuß abgetastet werde. Das Gleiche widerfährt meiner Leidensgefährtin. Wir fühlen, daß jeglicher Widerstand nur Unheil stiften könnte. Keine von uns sagt darum ein Wort dazu.

Meiner Empörung mache ich erst Luft, wie ich sicher auf französischem Boden angelangt bin. Meine gute Wirtin umarmt und küßt mich, wie wenn ich eben dem Tod entronnen wäre. Ob ich es denn nicht gelesen? In Sevilla wären Unruhen ausgebrochen, da sei die Grenzkontrolle natürlich doppelt streng. Nie hätte ich mich da nach San Sebastian wagen dürfen!

Fahrt nach dem Süden.

Wenige Wochen später fahre ich nach Toledo. Der Zug verläßt Irun gegen Abend. Ueber Vitoria, Burgos, Miranda geht's nach Valladolid. Der Morgen graut, wie wir uns der Sierra de Guadarrama nähern. Kahl ist das Gebirge, grau und trostlos ragen die unbedeckten Bergzüge in den Morgenhimmel. Wie aus diesen Felsen gewachsen liegt der Escorial Philipps II., kalt und streng, ohne äußeren Schmuck und aller Lieblichkeit bar.

Eine Stunde später fahren wir in Madrid ein. Durch nichts unterscheiden sich die Vororte Spaniens Hauptstadt von denen anderer Großstädte, nur daß sie vielleicht noch um etwas ärmer an Grün und Frische sind, als anderswo.

Um mit dem Volk etwas in Berührung zu kommen, fahre ich von Madrid nach Toledo dritte Klasse. Das Abteil bleibt aber zu meiner Enttäuschung längere Zeit leer. Die Bahn durchquert die Mancha. In diesen rotbraunen, schwach gewellten Ebenen also hat Don Quichote seine Rosinante getummelt, dies ist die Heimat Sancho Pansas und seines armen Esels. Ich begreife, daß aus dieser Landschaft die große Sehnsucht nach einer Dulcinea eines erträumten Märchenlandes wachsen muß.

Im Norden zieht sich ein gelber, kahler Bergzug. Ab und zu liegt dort in einer Nische ein Städtchen. Dann hält die Bahn auf freiem Felde an. Auf hohen Zweiräderkarren kommen die Leute zur einsamen Station gefahren oder auf Eseln angeritten.

Endlich wird mein Wunsch erfüllt. Die Wagentür geht auf, lachend und schwatzend drängen sich Männer und Frauen herein, beladen mit schweren Körben, die angefüllt sind mit Gemüsen und herrlichen Früchten. Mir gegenüber setzt sich eine nicht eben hübsche, ziemlich beleibte Spanierin. An ihrem einen Arm hängen mehr als ein halbes Dutzend lebendiger Hühner, an den Beinen zusammengebunden. Mit einem derben Schwung werden sie unter die Bank befördert und mit den Füßen unsanft nach hinten geschoben. Entsetzt schaue ich zu, wie sich der lebendige Knäuel gackernd und kreischend wälzt. Mit den Beinen der armen Tiere scheint etwas nicht zu stimmen. Es geht ab und zu ein heftiges Zucken durch sie, das die Füße aber seltsam unberührt läßt. Und plötzlich geht es mir mit fürchterlicher Deutlichkeit auf: den beklagenswerten Tieren sind die Beine oberhalb des Fußgelenkes gebrochen, wohl damit sie auf dem Markte nicht davonrennen können. Später habe ich beobachten können, daß das Geflügel fast ausnahmslos lebend, aber mit gebrochenen Beinen, auf den Markt kommt.

Ich frage meine Nachbarin nach dem Woher und Wohin. Sobald ich den Mund öffne, verstummt das lebhafte

Gespräch. Ich habe Mühe, mich verständlich zu machen, aber keiner lacht mich etwa aus. Höflich und zuvorkommend ist jeder beflissen, mir jede Auskunft zu geben. Und da bietet mir plötzlich eine junge Frau mit bezauberndem Lächeln etwas an. Ich greife zu, gefangen genommen von diesem jungen, schönen Gesicht. In meiner Hand liegen zwei Knoblauchzehen. Nun erkenne ich auch den eigenartigen Geruch, der zugleich mit diesen Leuten hier Einzug gehalten. Die essen auf Reisen Knoblauch, wie wir etwa Pralinées. Bei all der herzlichen Freundlichkeit vergesse ich fast, daß ich vor wenig Minuten noch schauderte ob der Grausamkeit dieser Menschen.

Zum Glück werde ich auf dem Bahnhof von Toledo abgeholt, denn allein hätte ich mir kaum einen Platz erobern können in dem autobusähnlichen, nicht eben Vertrauen erweckenden Gebilde, das den Personenverkehr zwischen der fast ½ Stunde entfernten Stadt und dem Bahnhof besorgt. Geschoben und gehoben lande ich halb zerdrückt auf einer harten Holzbank. Wie die Häringe sind wir eingeschachtelt. Unmöglich, daß noch ein einziger Mensch Platz finden könnte. Von außen wird die Türe von zwei Männern zugedrückt. Der Chauffeur versucht das Vehikel in Gang zu bringen. Umsonst. Die Reisenden feuern ihn an, denn vom Bahnhofgebäude nähern sich noch zwei Frauen, die offenbar die Absicht haben, auch noch mitzufahren. Es regnet Drohungen, Flüche. Der Autobus bleibt unbeweglich. Die Frauen stehen nun draußen und reißen an der Türe. Drinnen wird von einem halben Dutzend Hände entgegengestemmt. Ein Radau geht los, der jeder Beschreibung spottet. Immer noch will der Motor nicht anspringen.

Plötzlich taucht ein höherer Bahnbeamter auf. Mit wichtiger Mine erfaßt er sogleich die Situation. Die Türe wird geöffnet, der Lärm verstummt, jeder versucht seinen Umfang auf ein Minimum zu reduzieren. Mein Koffer kommt mir abhanden. Ich gebe ihn so ziemlich verloren und bin froh, wenigstens Geld und Paß auf mir zu tragen. Plötzlich fängt das ganze Ding an zu schwanken. Der Wagen setzt sich in Bewegung. Mit einem höllischen Lärm rattert und knattert er davon.

Unmöglich zu sehen, wohin wir fahren; ich kann kaum den Kopf drehen. Endlos dünkt mich die Fahrt. Es geht bergauf, so viel spüre ich, dann über eine Brücke und nun über ein schreckliches Pflaster wieder bergauf. „Puerta del Sol", ruft mir jemand zu, der wohl sieht, daß ich hier fremd bin. Eben noch erhaschen meine Augen ein Endchen vom großen nordöstlichen Stadttor, einer kleinen Festung in maurischem Stil. Da werden wir nochmals alle ineinander geworfen, und der Autobus steht. Lachend, in aller Herzlichkeit und Minne, werden die zuletzt hereingeschobenen Frauen ausgeladen, dann gibt's etwas Luft, und langsam entleert sich der ganze Wagen. Verwirrt und schwindlig stehe ich auf einem großen viereckigen Platz, dem Zocodover; mein Koffer hat sich ohne mein Dazutun wieder bei mir eingefunden.

Ein Gang durch Toledo.

Nach wohltuendem Bad und erquickendem Schlaf bin ich gegen Abend bereit zu einem ersten Gang durch die Stadt. Was ich finde, ist das reinste Mittelalter. Daß es in Europa noch so etwas gibt: eine Stadt, die in ihren Gassen weder Tram noch Auto kennt, die so ruhig ist, wie Venedig mit seinen Wasserstraßen! Aber wie sollten hier auch Tram und Autos fahren! Die Straßen sind zum großen Teil so eng, daß die ausgestreckten Arme beidseitig die Hausfassaden fast berühren, dazu so steil und winklig, daß selbst der Velofahrer abgeschreckt wird. Um die Kathedrale herum tragen sie fast alle das gleiche Gesicht. Es kommt vor, daß ich drei, vier Mal das gleiche Gäßchen durchwandere, im Glauben, stets anderswo zu sein, und dann wieder streife ich durch verschiedene Straßen, wähnend, mich immer in der gleichen zu befinden. Eine einzige Straße führt durch Toledo, die von Kraftwagen befahren werden kann. In ihr finden sich auch beinahe alle die Geschäfte. Sie beherrscht aber die Stadt keineswegs. Man hat fast den Eindruck, als ob sie gar nicht eigentlich dazu gehöre.

Es ist, wie wenn die letzten Jahrhunderte diese Stadt vergessen hätten. Sie ist fast unverändert so, wie Philipp II. sie verließ, als er die Residenz von Toledo nach Madrid verlegte. Ein Bild von Greco, das Toledo ums Jahr 1600 zeigt, könnte so gut jetzt gemalt worden sein. Wie eine Königin thront es auf dem vom Tajo umflossenen Felsenhügel in einsamer Größe und Schönheit. Ringsum dehnt sich Wüste, nur Fels und Stein. Wie kostbarer Spitzenschmuck wirken die zahlreichen Türme und Spitzen der Kirchen und Schlösser, der Stadttore und Kastelle. Es ist unglaublich, wie viele Kirchen und Klöster Toledo in seinen Mauern birgt!

Ich streife durch die Gassen und staune, staune. Wörmann nennt Toledo „ein Museum unter freiem Himmel". Das ist keineswegs eine Uebertreibung. Auf Schritt und Tritt stoße ich auf Ueberreste alter Kulturen, an allen Mauern hängt die Vergangenheit. Am auffallendsten sind die vielen Zeugen der maurischen Kultur. Sie stammen zwar zum kleinsten Teil aus der Zeit der Maurenherrschaft, doch blieb der Baustil nach dem Zusammenbruch des Kalifats noch durch Jahrhunderte unter maurischem Einfluß. Die Puerta del Sol z. B., jenes große, festungsähnliche Tor am nordöstlichen Ende der Stadt, das mit seinen ineinandergeschobenen Hufeisenformen und den Ziegelverblendungen so typisch maurisch anmutet, wurde zu Anfang der Herrschaft der kastilischen Könige erbaut. Kleine Kastelle, reizvolle Torbogen, Kirchtürme in maurischem Stil begegnen mir auf Schritt und Tritt. Enttäuscht bin ich vom Alcazar, der alten Maurenburg. Die wurde im Laufe der Jahrhunderte so oft zerstört und wieder aufgebaut, daß es schwer fällt, etwas vom Ursprünglichen zu erkennen. Wie sich der Bau jetzt zeigt, wurde er erst um die letzte Jahrhundertwende fertiggestellt. Er imponiert nur durch seine Größe und seine die Stadt beherrschende Lage. Schön ist er aber nicht zu nennen. Eine Kadettenschule ist jetzt dort untergebracht.

Die Nacht fällt schnell in diesen engen Gassen. Unheimlich wirken die hohen, strengen, fast fensterlosen Häuser, die sich oben beinahe berühren und den Himmel nur als kleinen hellen Streifen sichtbar lassen. Die Ruhe bedrückt plötzlich. Ist es nicht eine tote Stadt? Gehört sie nicht eigentlich mehr der Vergangenheit an als der Gegenwart? Warum leben auf dem Raum, wo früher 200,000 Menschen Platz fanden, nur noch deren 20,000? Liegt ein Verhängnis über ihr? (Schluß folgt.)

Erntedank.

Nun führen Tag um Tag die schweren Wagen
Den Erntesegen in die Scheunen ein,
Es werkt das Volk der Bauern auf dem Felde
Vom ersten Frührot bis zum Abendschein.

O heilig' Tagwerk, das den Segen erntet!
O starkes Volk du, das das Brot uns baut,
Wie stehst du groß und stolz auf deinen Aeckern,
Da dir die Erde Manna anvertraut.

Die Garben trägt ihr, harte Schwielenhände,
Wie im Gebet hebt ihr sie hoch empor,
Es geht darüber hin des Windes Säuseln
Als einer Hymne feierlicher Chor.

Maria Dutli-Rutishauser.